

Mouhanad Khorchide

Islam ist Barmherzigkeit

Grundzüge einer
modernen Religion



HERDER

Mouhanad Khorchide
Islam ist Barmherzigkeit

Das Buch

Mouhanad Khorchide begründet in diesem Buch erstmals für den deutschsprachigen Raum eine zeitgenössische islamische Theologie. Er zeigt, wie der Islam aus sich selbst heraus, nicht von außen, zu einem Selbstverständnis kommen kann, das eine fundamentale Wende hin zu einer Theologie eines barmherzigen Gottes vollzieht. Eine nicht nur wissenschaftliche Sensation.

»Dieses wichtige Buch stellt den allgegenwärtigen Bildern von islamischen Gewaltakten und religiös angedrohten Höllenstrafen ein ganz anderes Bild des Islam gegenüber, geprägt von göttlicher Liebe, geduldiger Hinwendung zu den Geschöpfen und Menschenfreundlichkeit. Der islamische Theologe Mouhanad Khorchide plädiert leidenschaftlich für die Abwendung von der gegenwärtig noch weit verbreiteten fundamentalistischen Auslegung des Koran, an deren Stelle er eine humanistische Koranhermeneutik etablieren möchte – ein revolutionäres Projekt, das er in seinem Buch überzeugend demonstriert.«
Prof. Dr. Angelika Neuwirth, Berlin

Der Autor

Mouhanad Khorchide, geb. 1971 in Beirut, aufgewachsen in Saudi-Arabien, studierte Islamische Theologie und Soziologie in Beirut und Wien, wo er mit einer Studie über islamische Religionslehrer promovierte. Seit 2010 Professor für Islamische Religionspädagogik an der Uni Münster.

Mouhanad Khorchide

Islam ist Barmherzigkeit

Grundzüge einer modernen Religion

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN

2. Auflage 2016

Titel der Originalausgabe:
Islam ist Barmherzigkeit

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2012
ISBN 978-3-451-30572-6

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2015
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Umschlaggestaltung:
wunderlichundweigand, Stefan Weigand
Umschlagmotiv: © iStock

Satz: Barbara Herrmann, Freiburg
Herstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN Print 978-3-451-06764-8
ISBN E-Book (PDF) 978-3-451-81548-5

Für meine Eltern Rawda und Nouh Khorchide

Inhalt

Vorwort für die Taschenbuchausgabe	11
1. Einleitung – Aufwachsen mit Widersprüchen	15
2. Wer und wie ist Gott?	33
2.1 Gott ist die Barmherzigkeit	37
2.2 Nein zur schwarzen Pädagogik	45
2.3 Die Barmherzigkeit Gottes steht über der Strafe Gottes	50
2.4 Das Jenseits ist ein Ort der Transformation – Eine andere Lesart von Paradies und Hölle	53
2.5 Die Hölle wird am Ende leer sein	63
2.6 Die Hölle ist ein Nein zu Liebe und Barmherzigkeit	65
2.7 Aus Liebe statt aus Angst handeln	68
2.8 Die Barmherzigkeit Gottes ist kein grünes Licht für die Sünde	73
2.9 Die Gerechtigkeit Gottes ist Teil seiner Barmher- zigkeit	77
3. Gottes Beziehung zu Mensch und Welt	80
3.1 Gott sucht Mitliebende	80
3.2 Die Gott-Mensch-Beziehung ist eine Liebes- beziehung	83
3.3 Religion ist mehr als Ethik	92
4. Das Menschenbild im Islam	96
4.1 Muslim ist jeder, der Ja zu Gottes Liebe und Barmherzigkeit sagt	96
4.2 Der Mensch verwirklicht Gottes Absichten	105

4.3	Die Würde des Menschen ist unantastbar	110
4.4	Ohne Freiheit keine Würde	111
4.5	Die erste Sünde war die Weigerung, den Menschen zu würdigen	113
4.6	Rituale sind mehr als Gottesdienst	117
5.	Gott hat sich im Islam selbst mitgeteilt	123
6.	Gottesdienst ist Dienst am Menschen	129
7.	Scharia als juristisches System steht im Widerspruch zum Islam selbst	131
7.1	Erste Differenzierung: mekkanische versus medinensische Koranverse	134
7.2	Zweite Differenzierung: Muhammad als Gesandter Gottes und Muhammad als Staats- oberhaupt	145
7.3	Dritte Differenzierung: theologische versus juristische Aussagen im Koran – das Beispiel der Stellung der Frau im Islam	151
7.4	Scharia ist ein menschliches Konstrukt	158
7.5	Warum die Angst vor einer historischen Kontextualisierung des Koran?	161
7.6	Zwei Definitionen des Glaubens	166
8.	Humanistische Koranhermeneutik	176
8.1	Entstehung des Koran	176
8.2	Eine historische Kontextualisierung des koranischen Textes ist notwendig	178
8.3	Barmherzigkeit ist die oberste Maxime humanistischer Koranhermeneutik	184
8.4	Warum beinhaltet der Koran mehrdeutige Verse? .	189
8.5	Beispiel I: Gewalt gegen Frauen	195
8.6	Beispiel II: Zeugenschaft der Frauen	196

8.7	Beispiel III: Das Mindestheiratsalter	198
8.8	Beispiel IV: Umgang mit Andersgläubigen	199
9.	Der Islam will den Menschen befreien	215
9.1	Die geistige Befreiung des Menschen	216
9.2	Die soziale Befreiung des Menschen	219
9.3	Die erste Diktatur im Islam	221
9.4	Der Arabische Frühling und die Rolle der Theologie	231
10.	Forderungen an die islamische Theologie heute . .	234
	Dank	239

Vorwort für die Taschenbuchausgabe

Als dieses Buch im Herbst 2012 erschien, wurde es von einigen Menschen, die den Islam mit negativen Aspekten assoziieren, als Provokation aufgenommen. Sie fragten sich, wie der Islam eine Religion der Barmherzigkeit sein könne, wo doch tagtäglich Bilder zirkulierten, die von Gewalt und Unterdrückung im Islam zeugten und von dessen Rückständigkeit. Und tatsächlich stehen wir heute in Europa vor einer Herausforderung, denn das Bild des Islam, wie es in den Köpfen vieler Menschen vorherrscht, ist stark verzerrt. Hinzu kommt, dass viele Muslime nicht bzw. nur schlecht über ihre eigene Religion informiert und daher kaum in der Lage sind, auf die Vorurteile gegenüber dem Islam mit dessen positiven, die Gesellschaft bereichernden Impulsen zu antworten. Außerdem bildet die Unkenntnis über den Islam mitunter einen idealen Nährboden für die Entstehung fundamentalistischer Strömungen, die zwar quantitativ über kleine Gruppen nicht hinausreichen, die aber dennoch eine große Lautstärke entwickeln und jede Gelegenheit nutzen, ihr verzerrtes Bild eines angeblich wahren Islam in die Welt zu posaunen. Sie vertreten dabei ein Islamverständnis, das viele der ohnehin kursierenden Vorurteile nur bestätigt. Durch ihre Berufung auf den Propheten Muhammad und seine Gefährten werden diese für den Islam so bedeutenden Personen in ein äußerst schlechtes Licht gerückt. Und gerade junge Muslime sind es, die sich von diesen so genannten Salafisten angezogen fühlen. Abgestoßen von der europäischen Gesellschaft finden sie in dem salafistischen Angebot eine Zufluchtsideologie, die ihnen eine gewisse Macht und Über-

legenheit verspricht. Leidtragende sind letztendlich der Islam selbst und die gemäßigte muslimische Bevölkerung, die nach einem friedlichen Leben sucht. Daher erschien es mir notwendig, ein Buch über den Islam zu schreiben, das für den Laien verständlich ist und in dem der Islam so dargelegt wird, wie er sich verstanden wissen will – als Religion der Barmherzigkeit: »Wir haben dich lediglich als Barmherzigkeit für alle Welten entsandt« (Koran 21:107). Gott als der absolut Barmherzige, der den Menschen in seine ewige Glückseligkeit einlädt, steht demnach im Mittelpunkt des Buches. Doch die Barmherzigkeit Gottes ins Zentrum zu rücken, soll keineswegs zu dem Missverständnis verleiten, Gott würde uns Menschen grünes Licht zur Sünde geben. Die Barmherzigkeit Gottes steht nicht im Widerspruch zu seiner Gerechtigkeit. Die Gerechtigkeit ist vielmehr ein Aspekt seiner Barmherzigkeit, was bedeutet, dass seine Strafe ebenfalls Teil seiner Barmherzigkeit ist.

Den Islam aus dieser Perspektive der Barmherzigkeit zu betrachten, stellt für viele Muslime, aber auch Nichtmuslime eine Bereicherung dar, und so fielen die Reaktionen auf das Buch überwiegend positiv aus. Ich habe unzählige Briefe und E-Mails von Muslimen erhalten, die sich bei mir bedankten, weil sie durch die Lektüre des Buches einen Zugang zu ihrer Religion gefunden hatten, der ihnen half, eine innige Beziehung zu Gott aufzubauen, ihre Religion bewusster zu praktizieren und als fromme Muslime in einer nichtislamischen Gesellschaft zu leben, dabei ihre Religiosität zu entfalten, ohne in Konflikt mit ihrem Lebenskontext zu geraten.

Ich muss aber auch erwähnen, dass ich nicht erwartet hatte, dass ausgerechnet einige so genannte Glaubensbrüder es sein würden, die das Buch unbedingt missverstehen wollten, um mich anzugreifen. Ich konnte und kann auch heute nicht nachvollziehen, was alles mit einem islamischen Gewissen

vereinbart wird. Vor allem, wenn von Manchen behauptet wurde, für Mouhanad Khorchide sei der Glaube an Gott irrelevant. Dabei bemühe ich mich doch gerade in diesem Buch um die Beschreibung eines Weges zu einer innigen und gesunden Beziehung zu Gott. Einer Beziehung, die auf Liebe, Vertrauen und Barmherzigkeit basiert. Ich konnte und kann außerdem nicht verstehen, wie dem Islam durch Menschen gedient werden kann, die einem Theologen sein Bekenntnis zum Islam absprechen und ihm ins Gesicht sagen, sie hätten das Buch nicht einmal gelesen. Der Leser wird erstaunt sein, wenn er wüsste, wie oft ich von diesen Menschen den Satz gehört habe: »Hast du ein Exemplar deines Buches für mich, damit ich es endlich lesen kann?« Nicht nur für diese, auch für diejenigen, die das Buch unbedingt missverstehen und zwanghaft Häresie hineinlesen wollten, finde ich keine Entschuldigung. Und gerade diese Erfahrung hat mich dazu veranlasst, ein paar Stellen im Buch, die Raum für diejenigen geboten haben, die sie missverstehen wollten, in dieser Taschenbuchausgabe deutlicher zu formulieren. An den Kernaussagen des Buches hat sich jedoch nichts geändert.

Der Leser wird merken, dass ich sehr viele Koranstellen und Hadithe des Propheten Muhammad zitiere. Damit möchte ich zeigen, dass es notwendig ist, dass wir Muslime zu unseren Primärquellen zurückkehren. Ich möchte keineswegs die islamische Tradition überspringen, auch wenn an manchen Stellen im Buch die Kritik etwas scharf ausfällt. Eine Aktualisierung des Verstehens des Islam kann nur dann von Erfolg gekrönt sein und Früchte tragen, wenn sie die islamische Tradition selbst ernst nimmt. Die muslimischen Gelehrten haben in den letzten 1400 Jahren Wunderbares geleistet. Die Würdigung ihrer Arbeit bedeutet, ihre Meinungen zwar ernst zu nehmen, sie aber fortzudenken und weiterzuentwickeln. Ich bin überzeugt, dass der Islam viel Potenzial

hat, uns heute und morgen als Individuen und als Gesellschaften zu bereichern. Wir müssen an seiner Oberfläche kratzen und all seine Schätze aufdecken, denn wenn wir aufhören, nach diesen zu suchen, verpassen wir weitere Kostbarkeiten und bringen den Islam selbst zum Verstummen. Der Islam kann hier und heute nur durch uns Muslime lebendig bleiben. Das setzt jedoch voraus, dass unsere Herzen, als Orte der Liebe Gottes, lebendig sind. Daher spreche ich in diesem Buch nicht nur den Verstand des Lesers, sondern auch sein Herz an. Der Leser muss nicht mit allen Positionen in diesem Buch einverstanden sein, aber wenn ich es schaffe, einige Herzen mit der Liebe Gottes zum Pulsieren zu bringen, dann habe ich viel erreicht.

1. Einleitung – Aufwachsen mit Widersprüchen

»Herr Khorchide, das, was Sie uns über den Islam erzählen, klingt sehr sympathisch! So haben wir den Islam bis jetzt noch nicht wahrgenommen. Ist das denn Ihre eigene Interpretation, oder gibt es auch andere Muslime, die den Islam so sehen wie Sie? Und welche Chancen bestehen, dass sich so ein Islamverständnis verbreitet?« Diese Fragen werden mir nach fast jedem öffentlichen Vortrag zum Thema Islam gestellt.

Als Theologe bin ich natürlich bemüht, meine Positionen theologisch zu begründen. Doch mein Verständnis von Theologie und Religion ist maßgeblich durch meine Biografie geprägt. Alles, was ich in diesem Kapitel sage, soll Ihnen erklären, wie unterschiedlich der Islam gelebt wird, warum ich starke Vorbehalte gegen die traditionalistische islamische Theologie hege und mich mit der Frage nach einer modernen Theologie des Islam beschäftige. Deshalb stehen persönliche Erfahrungen am Anfang einer Antwort auf die oben angeführten Fragen.

Meine Eltern kamen nach der Okkupation Palästinas 1948 als Flüchtlinge in den Libanon. Mein Vater war zu dieser Zeit acht, meine Mutter ein Jahr alt. Beide sind in Beirut aufgewachsen. Mein Vater besuchte eine christliche Schule. Das mag verwunderlich klingen; im Libanon der 40er- und 50er-Jahre war dies jedoch nicht unüblich. Die libanesische Gesellschaft ist sehr plural; 18 anerkannte Religionsgemeinschaften gibt es im Libanon. Die größten bilden die maronitischen Christen sowie die schiitischen und sunnitischen Muslime. Daneben gibt es Drusen, römisch-orthodoxe Christen,

melkitisch griechisch-katholische Christen, armenisch-apostolische Christen, alevitische Muslime, armenisch-katholische, protestantische und koptische Christen sowie einige wenige Juden. Die Muslime machen etwas mehr als die Hälfte der Bevölkerung aus, davon sind die Hälfte Sunniten und die andere Hälfte Schiiten. Diese Pluralität war und ist zum Teil auch heute noch im Libanon eine Selbstverständlichkeit. In den 40er-Jahren, als meine Großeltern meinen Vater an einer Schule anmelden wollten, stand für sie nicht die Konfession der Schule im Vordergrund, sondern die Qualität der Schule. Gerade für palästinensische Familien, die als Flüchtlinge und meist in sehr armen Verhältnissen im Libanon lebten, war Bildung die wichtigste Investition in die Zukunft der eigenen Kinder. Meine Mutter erzählte uns immer wieder von ihren damaligen christlichen Nachbarn, mit denen ihre Familie gemeinsam unterschiedliche religiöse Feste feierte. Die Kinder konnten sich über Geschenke zu muslimischen und christlichen Festen freuen. Meine Mutter erinnert sich bis heute an Geschenke, die sie in ihrer Kindheit zu solchen Anlässen bekam. Dass Christen und Muslime Tür an Tür lebten und sich als Mitbürgerinnen und Mitbürger eines Landes, als gleichwertige Menschen empfanden, war zu dieser Zeit eine Selbstverständlichkeit im Libanon. Und auch die innerislamische Vielfalt war Normalität. Zwei meiner Onkel haben als Sunniten schiitische Frauen geheiratet. Dies war kein Thema, über das man diskutieren musste; für meine Großeltern war das zentrale Kriterium, das bei der Partnersuche eine Rolle gespielt hat, die Bildung.

Mit dieser starken konfessionellen Vielfalt wurden die Menschen schon im Kindesalter konfrontiert und lernten so, mit ihr umzugehen. Das dichte Nebeneinander von Moscheen und Kirchenbauten prägt bis heute das Stadtbild Beiruts. In dieser konfessionell pluralen Gesellschaft sind

meine Eltern aufgewachsen. Ich hingegen wuchs in einem anderen Land auf, dem Pluralität fremd ist, in dem Pluralität sogar abgelehnt wird: in Saudi-Arabien. Noch heute beschwert sich meine Mutter bei meinem Vater: »Wieso hast du uns in dieses Land gebracht?« Eigentlich waren es wirtschaftliche Gründe, die meinen Vater nach seinem Elektrotechnik-Studium in Ägypten Ende der 60er-Jahre dazu bewogen, nach Saudi-Arabien zu gehen.

Als 25-jährigem Ingenieur kam ihm eine Stellenanzeige des saudischen Kommunikationsministeriums auf seiner Suche nach beruflicher Perspektive sehr gelegen. Nach zwei Jahren Aufenthalt in Saudi-Arabien heiratete mein Vater im Libanon meine Mutter, die zu diesem Zeitpunkt 18 Jahre alt war und am Anfang ihres Studiums der Soziologie und Psychologie an der arabischen Universität in Beirut stand. Die Bedingung, unter der mein Vater sie heiraten durfte, war, dass meine Mutter ihr Studium zu Ende bringen durfte. Mein Vater stimmte zu, es wurde allerdings vereinbart, dass meine Mutter gleich nach Saudi-Arabien umziehen und ihr Studium im Fernstudium fortsetzen sollte. Am Ende jedes Studienjahres flog sie von Riad nach Beirut, um dort ihre Examen abzulegen.

Schon nach einem Jahr in Saudi-Arabien kam mein Bruder zur Welt. Ende Juli 1971 flog meine Mutter in den Libanon, um ihre Abschlussexamen abzulegen. Damals war sie mit mir schwanger, und so kam ich in Beirut zur Welt. Im Grunde sind meine Eltern Staatenlose mit einem libanesischen Reisedokument, das nicht als ordentlicher libanesischer Reisepass gilt. Der Status des Staatenlosen verhalf mir später, Mitte der 90er-Jahre, – wie zuvor meinem Bruder – nach vier Jahren Aufenthalt in Österreich zur österreichischen Staatsbürgerschaft. Inzwischen haben sich die Regeln nach dem Eintritt Österreichs in die EU verändert, und ein Staatenloser würde

heute nicht mehr so leicht die österreichische Staatsbürgerschaft erhalten wie damals.

Aufgewachsen und zur Schule gegangen bin ich in Riad in Saudi-Arabien. Zwei Jahre nach der iranischen Revolution kam ich in die Mittelschule; das war 1981. Religion war ein Hauptbestandteil der schulischen Bildung. Wir hatten ab der Mittelschule fünf Unterrichtsfächer zum Thema Religion: islamische Glaubenslehre, islamisches Recht, Koranexegese, prophetische Tradition (Sunna) und Koranrezitation. Für die religiöse Sozialisation war die islamische Glaubenslehre das Wichtigste. Der Grund dafür ist einfach: In diesem Fach wird der »wahre Glaube« thematisiert. Es geht um die grundsätzliche Frage, wer ein Muslim ist und wer nicht. Gerade nach dem Erfolg der iranischen (schiitischen) Revolution im Jahre 1979 und weil ein Übergreifen auf die arabischen Golfstaaten befürchtet wurde, wurde im Unterricht großer Wert darauf gelegt, deutlich zu machen, dass das Schiitentum eine Irrlehre sei. Viele Gelehrte wurden nicht müde, vor der schiitischen Gefahr zu warnen, die den ganzen Nahen Osten bedrohe. Als Kinder und Jugendliche haben wir während des ersten Golfkriegs zwischen dem Iran und dem Irak in den 80er-Jahren unhinterfragt zu den Irakern gehalten: nicht, weil wir etwas davon verstanden hatten, sondern lediglich, weil es in unseren Köpfen um den Kampf von Sunniten gegen Schiiten ging. Wir hatten gelernt, dass Schiiten vom Islam Abtrünnige seien und den Islam von innen zerstören wollten. Diese antischiitischen Lehren sind in Saudi-Arabien bis heute stark verbreitet, man nutzt das Internet und Satellitenfunk, um systematisch Propaganda gegen Schiiten zu betreiben. Fernsehkanäle wie *Şafā* und *Wişāl* wurden extra für diesen Zweck eingerichtet. Auf der anderen Seite nahm allerdings auch das antisunnitische Propagandaprogramm auf schiitischer Seite in den letzten Jahren zu.

Nichtislamische Konfessionen wie Christentum und Judentum standen im Fach Glaubenslehre viel weniger im Mittelpunkt des Interesses als solche islamischen Richtungen, die als Irrlehren deklariert wurden. Die größte Verdächtige war neben dem Schiitentum die islamische Mystik. Andere Religionen wurden kaum angesprochen, weil ohnehin klar war, dass jede andere Religion als der Islam eine Irrlehre war; da gab es nicht viel zu argumentieren.

Das Dogma der religiösen Inklusion und Exklusion (arab.: *al-walāʾ* und *al-barāʾ*) ist bei den einflussreichen Salafisten Saudi-Arabiens zentral. Die Salafisten berufen sich auf die ersten drei Generationen des Islam (zwischen dem siebten und dem neunten Jahrhundert), daher die – aus dem Arabischen stammende – Bezeichnung »Salafisten« (zu Deutsch: Altvordere). Sie sehen im Leben und Wirken dieser drei Generationen einen Idealtypus, dem es nachzueifern gilt. In Wirklichkeit selektieren sie jedoch eine bestimmte Lesart dieser Epoche, mit der sie ihre Ideologie zu legitimieren versuchen. Historische Fakten werden hingebogen, um bestimmte Positionen als islamisch zu deklarieren. Sie erklären alle Prophetengefährten für unfehlbar. Zum Beispiel wird die unrechtmäßige Machtübernahme eines Prophetengefährten, *Muʿāwiya ibn Abī Sufyāns* (gest. 680 n. Chr.), und die mit ihr begonnene Diktatur in der islamischen Geschichte verdrängt. Jede Kritik an Muʿāwiya, der so gut wie alle islamischen Werte verworfen hatte und dessen Diktatur in der islamischen Welt bis heute Schule macht, wird von Salafisten als Angriff gegen den Islam selbst gesehen. Ihre Ideologie trägt daher massiv dazu bei, diktatorische Regime im Namen des Islam am Leben zu erhalten. Alle islamischen Lehrmeinungen, die mit ihren Lehren nicht vereinbar sind, sehen sie als unislamisch an. Sie sehen sich als die einzig wahre Gemeinschaft der Gläubigen, da sie meinen, nur sie

lebten den Islam so, wie Gott es vorgeschrieben habe. Sie werfen den übrigen Muslimen vor, einen falschen Islam zu praktizieren. Aus dieser Intoleranz entsteht ein dualistisches Weltbild, das nur noch aus Gläubigen und Ungläubigen besteht, sodass den Salafisten in der Gesamtheit der muslimischen Gemeinschaft der Ruf von Intoleranz und des Fanatismus vorauseilt. Sie sehen im Islam eine reine Gesetzesreligion; ihre Lehrmeinungen basieren auf einem wortwörtlichen Verständnis islamischer Quellen, ohne nach dem inhaltlichen Sinn dieser Texte zu fragen. Jeder Einsatz von Vernunft als eigenständige Quelle der Erkenntnis wird von ihnen verworfen. Eine zeitgemäße Interpretation dieser Quellen wird genauso wie eine historische Kontextualisierung strikt abgelehnt. Das Dogma der Inklusion und Exklusion besagt, dass die Loyalität eines Muslim (*walā'*) – das umfasst Werte wie Liebe, Mitgefühl, Hilfsbereitschaft usw. – nur gegenüber den Muslimen gelten dürfe, und dass ein Muslim dazu verpflichtet sei, sich von allen Nichtmuslimen loszusagen. Dieses Dogma ist gerade deshalb gefährlich, weil es mit einem Machtanspruch verbunden ist. Es spricht nur Muslimen Würde und Anerkennung zu. Daher vertreten die meisten Salafisten die Meinung, dass ein Muslim nicht für einen Nichtmuslim arbeiten darf, das wäre ihrer Ansicht nach eine Erniedrigung des Muslims. Im Fach Glaubenslehre in meiner Schulzeit ging es also kaum um Gott, um Gottes Handeln oder um spirituelle Aspekte, die mit der Beziehung des Gläubigen zu Gott zu tun haben, sondern um die Frage nach dem wahren Glauben, genauer gesagt: nach dem einzig wahren Glauben, der letztendlich ins Paradies führt.

In den Sommerschulferien flogen wir Kinder jedes Jahr mit meiner Mutter in den Libanon, um dort die Großfamilie zu besuchen. Mein Vater kam aus beruflichen Gründen selten mit, er blieb in der Regel in Riad. Im Libanon haben wir

zuerst einige Tage bei meiner Oma väterlicherseits, den Rest der Ferien dann bei meiner Oma mütterlicherseits verbracht.

Meine Großmutter mütterlicherseits hatte ein freitägliches Ritual, an dem ich oft teilnehmen durfte. Vormittags kaufte sie frisches Brot und Käse und ging zur Mittagszeit nach dem Freitagsgebet vor die Moschee, wo sich die armen Männer versammelten und auf Spenden von Geld und Speisen warteten. Als Kind habe ich mich immer gefreut, wenn ich meine Oma bei diesem Ritual begleiten konnte. Die Bilder dieser armen Männer mit den zerrissenen Kleidern sitzen noch heute tief in meinem Kopf. Ich hatte als Kind gemischte Gefühle, verspürte Mitleid mit den armen Männern und ihren Familien, ich hatte aber auch Angst vor diesen Männern, die ungepflegt aussahen und auf mich etwas unheimlich wirkten. Andererseits verspürte ich Freude und Stolz, helfen zu können und andere glücklich zu machen, und ich empfand Demut, wenn sich die Männer verbeugend bedankten, sowie Sorge um die eigene Situation und Zukunft. Die Armen kamen nicht nur aus der Moschee, sondern auch aus der benachbarten Kirche. Meine Oma sagte bei dieser Gelegenheit des Öfteren etwas zu mir, das mich bis heute sehr stark prägt: »Schau, diese Männer kommen aus der Moschee heraus und diese aus der Kirche, die einen sind arm und die anderen sind arm. Die einen freuen sich, wenn wir ihnen etwas zu essen geben, und die anderen freuen sich auch, wenn wir ihnen etwas zu essen geben. Schau, dies sind Menschen und dies sind Menschen, diese beten in der Moschee und diese eben in der Kirche, aber alle sind Menschen. Arme Menschen, denen wir helfen können! Das will Gott so von uns, dann freut er sich mit ihnen, weil er Mitgefühl mit ihnen hat, und er freut sich über uns, dass wir ihm und den armen Männern Freude gemacht haben.« Der Ausdruck in den Gesichtern der armen Männer, egal ob sie aus der Kirche

oder aus der Moschee kamen, war der gleiche: ein um Hilfe bittender Gesichtsausdruck, zugleich ein demütiges Lächeln als Ausdruck der Dankbarkeit.

Obwohl meine Großmutter Analphabetin war und keinen intellektuellen Zugang zum Islam hatte, war ihr Glaube beeindruckend tief. Sie definierte den Glauben nicht über Rituale bzw. Äußerlichkeiten, sondern über das Handeln selbst. Ihr Gottesverständnis war sehr dialogisch, sie glaubte an einen Gott, der nicht weit weg ist, dem das Leid der Menschen auf der Erde nicht egal ist. Sie glaubte an einen mitfühlenden Gott, der durch uns Menschen handelt. Sie sah sich als ein Medium für das Handeln Gottes und glaubte fest daran, dass sie Gott nur dann Freude machen könne, wenn sie ihren Mitmenschen Freude mache. Gott, glaubte sie, leidet mit den Armen und freut sich mit ihnen.

Nach den Sommerferien ging es wieder nach Riad, in eine völlig andere Welt. Sie war und ist bis heute nicht unsere Welt. In Saudi-Arabien haben ägyptische, palästinensische, libanesisch, syrische und jordanische Familien ihre eigenen sozialen Netzwerke; ebenso die Arbeiter aus Pakistan, Indien und Bangladesch, die von den Philippinen, und nicht zuletzt die Saudis selbst. Während Palästinenser, Syrer, Libanesen, Jordanier und Ägypter meist mit ihren Familien zusammenleben, leben die Arbeiter aus den asiatischen Ländern meist alleine, ihre Familien bleiben in der Regel in ihren Heimatländern. Die sozialen Netzwerke der Saudis sind weniger familiär, sie verlaufen entlang unterschiedlicher Kategorien: Durch die starke Geschlechtertrennung in der Gesellschaft entstehen rein männliche und rein weibliche soziale Netzwerke. Männer und Frauen dürfen in der Regel in Kaffeehäusern und Restaurants nicht zusammensitzen, Eheleute haben so kaum Raum für gemeinsame Aktivitäten in der Öffentlichkeit, sodass es viele bevorzugen, mit gleichgeschlechtlichen

Freunden auszugehen: Da stehen viel mehr Möglichkeiten offen. In der Regel gehen die Frauen am Wochenende, das heißt am Donnerstag, der unserem Samstag entspricht, in die Kauf- und die Männer in die Kaffeehäuser. Geht man an einem Donnerstag in ein Kaufhaus in Riad, könnte man meinen, in diesem Land lebten nur Frauen. Anders als bei den Migrantenfamilien oder Gastarbeitern spielen bei den Saudis zudem Stammesstrukturen eine zentrale Rolle, und auch das Alter ist ein wichtiges Kriterium für die Strukturierung von sozialen Netzwerken.

Als wir Kinder und Jugendliche waren, waren unsere Freunde, mit denen wir uns am Wochenende trafen, selten Mitschüler, sondern in der Regel Kinder der Freunde unserer Eltern, denn die besuchten unsere Eltern am Wochenende und nahmen ihre Kinder einfach mit. So waren die Kinder der Freunde meiner Eltern unausweichlich auch unsere Freunde. Das blieb so, bis ich das Land mit 17 Jahren verließ, um in Österreich zu studieren, denn meine Eltern fürchteten, dass wir andernfalls am Wochenende mit saudischen Jugendlichen herumhängen würden. Der oft verschwenderische Lebensstil vieler saudischer Familien prägte die Erziehung dieser jungen Leute. Ich erinnere mich an kein einziges Mal, an dem wir eine saudische Familie besuchten oder eine saudische Familie bei uns war. Für meine Eltern war es sehr befremdend, Gäste nach Geschlecht in zwei unterschiedliche Zimmer aufzuteilen. Das aber war eine fest verankerte Tradition bei den Saudis. In den traditionellen palästinensischen Gesellschaften, ähnlich wie in den syrischen und libanesischen, sitzen Gäste in der Regel in demselben Raum zusammen.

Wir Kinder und später Jugendliche, Mädchen eingeschlossen, spielten meist Fußball. Monopoly war unter Jugendlichen fester Bestandteil eines jeden Besuchs. Unterbrochen wurden Unterhaltungen und Spiele nur durch die leckeren salzigen

und süßen Speisen, die meine Mutter mit viel Leidenschaft vorbereitet hatte. Die traurigsten Momente waren die, wenn die Zimmertüre aufging und die Eltern zum Aufbruch riefen: »Wir gehen, zieht euch eure Jacken und Schuhe an.« Dann brach eine kleine Welt in sich zusammen, in die wir für ein paar Stunden entführt worden waren, und die für uns unsere Welt war. Nun wurden wir wieder mit der Realität konfrontiert, jetzt ging es wieder in die andere Welt, in die saudische. Eine neue Woche stand vor der Tür, denn solche Besuche fanden meist am Freitag (unserem Sonntag) statt, und es musste alles für die Schule vorbereitet werden.

Im Religionsunterricht lernte ich, dass es Sünde sei, wenn Familien auf diese Art zusammenkämen; auch Monopoly, bei dem wir so viel lachten und Spaß hatten, war eine Sünde. Und dass die Mädchen mit uns Fußball gespielt und sich mit uns unterhalten hatten, war erst recht eine Sünde. In der Schule saßen die Jungs und die Mädchen nicht nur in getrennten Klassen, sondern sogar in getrennten Gebäuden. Weder im Unterricht noch in den Pausen sah man ein Mädchen. Wenn ich nicht regelmäßig an den Wochenenden durch die sozialen Kontakte meiner Eltern mit Mädchen in Kontakt gekommen wäre, wären meine Mutter und meine Schwester die zwei einzigen weiblichen Personen gewesen, die ich in Saudi-Arabien gesehen hätte. Man kann sich denken, wie es in dieser Hinsicht in den saudischen Familien aussah. Junge Männer wachsen auf, ohne je mit gleichaltrigen Mädchen und Frauen in Kontakt gekommen zu sein.

Im Religionsunterricht wurde ich mit dem Dogma der Inklusion und Exklusion konfrontiert. Die armen Männer aus der Kirche und der Moschee waren demnach doch nicht gleich. Die Moscheegänger waren im Besitz der Wahrheit, und Gott würde sie ins Paradies führen, während die Kirchgänger für alle Ewigkeit in die Hölle kommen würden. Nicht